

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 226.

Dienstag, 28. September.

1915.

S. M. S. Grille!

(Nachdruck verboten.)

Copyright 1915 by Carl Duncker, Berlin. *)

Roman von Otto Eister.

1.

„Ich bin ja überzeugt, liebe Wera“, sagte die Baronin von Saidebrink zu ihrer Tochter, „daß du deine Freundschaft keiner Unwürdigen geschenkt hast, aber ich habe doch einige Bedenken, ob Käthe Schuhmacher sich in unserem Kreise wohl fühlen wird.“

„Aber ich bitte dich, Mama“, entgegnete Wera eifrig, „weßhalb sollte Käthe hier nicht heimisch werden? Sie ist ein schönes und, was wohl mehr besagt, kluges und gebildetes Mädchen aus guter Familie...“

„Aber doch bürgerlicher Familie...“

„Ich bitte dich, Mama, was will das heute besagen? Käthes Vater war ein angesehenener Arzt in der Residenz, ihre Mutter ist eine hochgebildete, feine Dame, ihr Bruder ist Offizier — was kommt da auf den Namen an?“

„Du sagtest doch, ihr Bruder sei Kaufmann?“

„Ja, das ist der Älteste — aber er ist Vertreter eines großen Handelshauses im Ausland. Er soll ein sehr tüchtiger Mensch sein und unterstützt seine Mutter in hochherzigster Weise. Da ist doch der Name Neben-lache.“

„Ich habe ja auch nichts gegen diese guten bürgerlichen Familien, das weißt du doch, mein Kind. Aber du kennst auch unsere Kreise. Da sitzen die Arnims, die Bodells, die von der Hayden, die Wixendorffs und wie alle die Herren vom alten Adel heißen, seit langen Zeiten auf ihrem Grund und Boden, sind mit diesem verwichen und, ich will es zugeben, durch den steten alleinigen Umgang mit ihresgleichen ein wenig eng-herzig geworden...“

„Sag“ nur dreist „hochmütig“, Mama“, lachte Wera, „weil sich in ihren Köpfen die Welt ganz anders darstellt, als sie wirklich ist. Wer sich die Luft der großen Welt um die Nase hat wehen lassen, der findet diesen Hochmut einfach lächerlich.“

„Du hast dich allerdings während deines Aufenthalts in Berlin gründlich davon befreit“, entgegnete die Baronin nicht ohne Empfindlichkeit.

„Als Käte Kreuz-Schwester hätte mir dieser Hochmut auch seltsam zu Gesicht gestanden.“

Die Baronin seufzte leicht auf. Der Entschluß ihrer Tochter, sich der freiwilligen Krankenpflege zu widmen, war ihr durchaus nicht sympathisch gewesen. Es hatte harte Kämpfe gekostet, ehe Wera die Erlaubnis dazu erhielt. Wenn auch die Baronin zu klug war, um den engherzigen Standpunkt ihrer Standesgenossen zu teilen, so lag die Tradition ihrer alten Familie — sie war eine geborene Gräfin Behrenhof — ihr doch allzu-

sehr im Blute, als daß sie jenen Standpunkt nicht hätte verstehen, ja, zum Teil hätte billigen können.

„Du darfst jene Leute, die ihren alten Namen hochhalten, nicht allzu scharf beurteilen, Wera“, sagte sie, selbst ein wenig hochmütig; „es steckt ein guter Kern in ihnen und der Stolz auf die alte Familie hat auch seine Berechtigung. Er ist oftmals der Antrieb zu großen und edlen Taten.“

„Ich spüre in unserer Nachbarschaft wenig davon“, entgegnete Wera mit einem ironischen Lächeln. „Doch da fährt der Wagen vor! Adieu, Mama — du wirst dir ja nun bald selbst ein Urteil über Käthe Schuhmacher machen können. In einer Stunde bin ich von der Bahn zurück.“

„Adieu, mein Kind, und fahre nicht zu rasch. Die Pferde sind jung und müssen noch geschont werden.“

„Keine Sorge, Mama — ich weiß mit Pferden umzugehen...“

Damit eilte Wera hinaus, zog sich das durchaus nicht mehr neue Jackett an, stülpte sich einen mit einer Spielhahnfeder geschmückten Jagdhut auf die starken, strohblonden Flechten, erkletterte rasch und geknarrt den hohen Kutschersitz des Jagdwagens und ergriff Zügel und Peitsche, während der Kutscher, der alte Heinrich, den Rückfitt einnahm.

Ein Zungenschlag und die flotten Zügel zogen an und trabten munter die Birken-Allee hinunter, die vom Gut und Herrenhaus zur großen Straße führte.

Die Baronin sah ihrer Tochter nach, während ein nachdenklicher Zug sich auf ihrem guten und noch immer hübschen Gesicht geltend machte. Ihre Tochter bereitete ihr manchmal rechte Sorge. Sie war so ganz anders geartet wie die Töchter der nachbarlichen Gutsbesitzer; freier und selbständiger in ihren Ansichten, so daß sie schon öfter Anstoß bei den alten adligen Damen erregt hatte. Dabei war Wera kein schönes Mädchen. Ihre kräftige Gestalt war allerdings von blühender Gesundheit, aber wenig elegant; ihr Gesicht war von Wind und Wetter gerötet; ihre graublauen Augen blickten frei und offen in die Welt; ihr großer Mund zeigte lachend große, schneeweiße Zähne und ihr starkes Haar war von einem unansehnlichen, stumpfen Blond. Gesundheit und Kraft lag in ihren Bewegungen, das machte ihre Schönheit aus und ließ sie sympathisch erscheinen, trotz der fehlenden Eleganz und Feinheit. Dabei gab sie wenig auf moderne Kleidung; ein praktisches Jagdkleid, kurz geschürzt, so daß man ihre dunklen Stiefel sehen konnte, war ihre liebste Tracht.

Ganz das Gegenteil war ihre feine, elegante und trotz ihren fünfundsiebzig Jahren noch immer schöne Mutter. In ländlicher Stille, auf dem einsam gelegenen Schloß ihrer gräflichen Eltern aufgewachsen, streng behütet von ihrer hocharistokratischen Mutter, der Gräfin Behrenhof, hatte die Baronin nur ab und an einen Blick in die große Welt getan, wenn sie mit ihren Eltern des Winters einige Wochen in Berlin verlebte, um die Hofbälle zu besuchen. Bei einer solchen Ge-

*) Die Formel „Copyright by...“ wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberrecht verweigert werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.

Irgendwie lernte sie Herrn von Haidebrink, Rittmeister im Gardelirassier-Regiment, kennen, verlobte sich mit ihm und zog mit ihm nach dessen Gut Radowitz in Pommern, das sie seitdem selten mehr verließ. Man hatte sich die erste Zeit sehr einschränken müssen; die Zeiten waren schlecht für die Landwirtschaft, Rittmeister von Haidebrink hatte Schulden mitgebracht, eine Zeitlang schien es, als ob man das Gut überhaupt nicht halten konnte, bis die alte Gräfin Behrenhof hilfsreich eingegriffen hatte. Seitdem war es besser geworden und jetzt war Frau von Haidebrink, deren Gatte vor einigen Jahren gestorben war, eine reiche Frau, die ihre beiden Söhne, die in der Armee und Marine standen, reichlich unterstützen konnte. Aber sie hatte als kluge Frau auch ihre Lehren aus den anfänglichen Sorgen gezogen und wirtschaftete jetzt sparsam und verständig, so daß Radowitz als eines der bestverwalteten Güter im ganzen Kreise gelten konnte.

Das Rollen eines Wagens unterbrach ihr Sinnen. Ein leichter Jagdwagen, mit zwei starken Trakehner Nappen bespannt, fuhr vor der Kampe des Herrenhauses vor. Ein hochgewachsener Herr im Jagdanzug sprang herab, dem Kutscher die Bügel reichend; dann trat er in das Haus.

Die Baronin eilte ihm entgegen. Ihr nachdenkliches Gesicht hatte sich erhellt. „Herr von Reithardt — was führt Sie zu so früher Stunde zu mir?“ fragte sie heiter, ihm die Hand reichend, die jener höflich küßte.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, meinen frühen Besuch“, entgegnete er lächelnd. „Es betrifft eine geschäftliche Angelegenheit.“

„Sie wissen, daß ich für Sie stets zu sprechen bin — Nachbarn müssen zusammenhalten — bitte, treten Sie ein.“

„Also, ich störe nicht . . .?“

„Nicht im geringsten. Wir erwarten zwar Besuch — Wera ist eben nach der Bahn gefahren, um ihre Freundin abzuholen . . .“

„Ja, ich begegnete dem gnädigen Fräulein auf der Chaussee. Sie fuhr wie das Donnerwetter . . .“

„Ich hab' ihr doch Vorsicht anbefohlen.“

Herr von Reithardt lachte.

„Ja, empfehlen Sie der Jugend Vorsicht! — Doch Fräulein Wera weiß ja mit den Pferden umzugehen — also deshalb keine Sorge, gnädige Frau. — Wie gemütlich es bei Ihnen ist!“

Er sah sich in dem behaglich und mit altmodischer Eleganz ausgestatteten Wohnzimmer um. Das war so anders, wie sein Junggesellenzimmer! Blumen schmückten die Tische; alte Vasen standen auf dem Kamin; das lebensfrohe Antlitz des verstorbenen Rittmeisters lächelte aus goldenem Rahmen auf den Besuch herab. Auf dem Schreibtisch lagen die Wirtschaftsbücher, der Nähtisch am Fenster war mit frischen Wäschebüden bedeckt.

„Es sieht so unordentlich hier aus“, sagte Frau von Haidebrink in leichter Verlegenheit.

„Ein Zeichen Ihres Fleißes, gnädige Frau. Doch was ich sagen wollte, haben Sie sich das mit der Verbesserung des Weges überlegt?“

„Ja“, entgegnete sie zögernd. „Wenn die anderen Interessenten dazu beitragen, kann ich wohl nicht zurückstehen, obgleich mir die Ausgabe schwerfällt.“

„Ich komme eben von dem Oberamtmann Schmalhoff, Sie wissen, dem Domänenpächter auf Barzdorf — der hat zuerst zugesagt, jetzt möchte er zurückzupfen, der Geizhagen — aber ich halte ihn beim Wort. Liebe, gnädige Frau, bedenken Sie, welche Vorteile wir von dem verbesserten Wege haben, unsere Zufuhr nach dem Bahnhofe wird dadurch sehr erleichtert und Pferde und Wagen gespart. Hier habe ich eine Berechnung — wollen Sie die einmal prüfen?“

„Ich glaube Ihnen ja, Herr von Reithardt. Sie haben mir noch niemals schlecht geraten . . .“

„Stets nach bestem Wissen, liebe gnädige Frau. Wir müssen vornwärts gehen — manche unserer lieben Gutsnachbarn hier sind verdammt schwerfällig. — Aber

lassen sie die Säule sich die Beine brechen, als daß sie mal hundert Mark zur Wegeverbesserung ausgeben.“

„Wie hoch würde sich denn mein Anteil belaufen?“

„Lassen Sie uns mal rechnen. . .“

Sie nahmen an dem Schreibtisch Platz und vertieften sich in die Rechnung. Wolrad von Reithardt stand in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre. Er war ebenfalls Offizier gewesen, hatte sogar als Hauptmann im Großen Generalstabe gestanden und schien eine glänzende militärische Laufbahn vor sich zu haben, als er plötzlich abging und das väterliche Gut übernahm, das mit seinen Feldern und Wiesen an die Gemarkung der Besitzung Frau von Haidebrinks grenzte. Diese nachbarliche Lage von Radowitz und Neuhof, dem Gut Reithardts, hatte die beiden Besitzer freundschaftlich nahe gebracht; Herr von Reithardt stand mit seinem klugen Käte Frau von Haidebrink zur Seite, und diese befolgte gern die Ratschläge des Freundes, die ihr nur zum Besten dienten. Reithardt war ein tüchtiger Landwirt geworden, wie er früher ein tüchtiger Offizier gewesen war. Dabei huldigte er dem Fortschritt in der Bewirtschaftungsmethode; er machte sich die Wissenschaft zunutze, und erzielte dadurch reiche Erträge, während auf manchen Gütern immer noch nach längst veralteten Prinzipien gewirtschaftet wurde.

Dazu kam die elegante, weltmännische und doch kraftvoll männliche Erscheinung Reithardts, der ihn den weiblichen Herzen nur um so sympathischer machte. Allerdings zeigte sein Wesen oft eine abweisende Schroffheit, eine ironische Kritik anderer Menschen und Zustände und einen gewissen Hochmut auf seine eigenen Leistungen, welche Eigenschaften ihn fernestehenden Leuten entfremdete. Er galt als Sonderling und Eigenbrötlar, der kaum eine andere Meinung, als die eigene, gelten ließ; man hielt ihn für hochmütig und eitel.

Diese weniger angenehmen Seiten seines Wesens traten allerdings im Verkehr mit Frau von Haidebrink wenig oder gar nicht zutage; für die Baronin war er das Ideal eines Edelmannes; Wera neckte ihre Mutter öfter mit ihrer Vorliebe für Reithardt, die allerdings manchmal geradezu in jugendliche Schwärmerei ausarten konnte.

(Fortsetzung folgt.)



Nicht genug, dem Schwachen aufzuhelfen, auch stärker muß man ihn. Shakespeare.

„Kriegserz.“

Kein künstlerisches Material spielt überall da, wo vom Krieg die Rede ist, eine gleich bedeutsame Rolle wie das Erz. Und mit Recht. Denn das Erz muß als das eigentlich „männliche Metall“ angesprochen werden, das die Friedens- wie die Kriegsarbeit des Mannes in gleicher Weise beherrscht. Steht doch seit den ältesten Zeiten das männliche Leben in zwei sieghaften Zeichen: das Erz des Pfluges und das Erz des Schwertes geben ihm die bestimmende Form und den wesentlichen Inhalt. Höchstes Ansehen genießt darum bei allen Kulturvölkern der kunstreiche Erzschnied seit uralten Zeiten; er spielt eine hervorragende Rolle in Mythologie und Sage; Vulkan, der unterirdische Griechengott, ist seines Zeichens ein erfahrener Erzschnied, wie unser deutscher Wieland (Wölsunbur) der Held der schönsten altgermanischen Sage, der als erster Flügel für den Menschen schuf. Immer ist der Erzschnied ein Grübler und Denker, ein Kenner weiser Sprüche und der Vorbater Weisheit. Das ging bisweilen so weit, daß die Erzschniede in alten Zeiten die Stelle unserer heutigen Ärzte einnahmen und als große Heilkundige, als die Kenner verborgener Weisheit galten. Ein Erzschnied war in jedem Fall eine außerordentliche, beinahe geheimnisvolle Persönlichkeit. Etwas von dieser alten Vorstellung lebt ja noch in unseren Tagen in dem berühmten Schmied von Gretna-Green, dem Trauschnied aller bedrängten Liebespaare. Welche geheimnisvolle Schauer umwehten noch in dem vorigen Jahrhundert für die meisten Menschen die Erzbergwerke. Da steht

alles voll Überlieferung und Sage. Der „Erznappe“ drang ja in das Reich der Unterirdischen ein; er erwischte sicher dabei immer auf irgend eine Weise etwas von den geheimnisvollen Künsten der Zwerge und wußte darum weit mehr verborgene Dinge als der gewöhnliche Sterbliche. Die Zwerge tief in der Erde sprechen heilvolle und unheilvolle Sprüche über das noch nicht durch den Bergbau zutage geförderte Erz, und wer sie zu belauschen weiß, wird ein glücklicher Mann, vorausgesetzt, daß sie den Lauscher nicht entdecken und grausam verfluchen. Jeder Erzschmied kennt darum auch geheimnisvolle Weihesprüche, die „fest“ machen, und selbst Siegfried, der Behring des schwertweisen Mimio (Mime), denkt beim Schmieden seines neidlichen Schwertes zuerst an den Schwertspruch: „Nothung nenn ich dich, neidliches Schwert!“ Der Sagenkreis des Erzes umspannt die ganze menschliche Gemütswelt von der tief melancholischen Grundstimmung bis zu jener heiteren Lebensfreude, die der alte Harzspruch ausdrückt: „Es grüne die Tanne, es wachse das Erz; Gott schenke uns allen ein fröhliches Herz!“ Das finstere Gegenstück hierzu ist die schwermütige und tiefsinnige Sage von dem Bergmann zu Falun, der als Jüngling in die Tiefe steigt und als uralter Greis wieder an das Licht des Tages kommt, übrigens ein oft belaudelter Sagenstoff, dem erst unlängst wieder Hugo v. Hofmannsthal große dichterische Reize abgewonnen hat. Daß das Erz überall im menschlichen Leben seine bedeutsame Rolle spielt, beweist schon ein flüchtiger Blick auf die Kulturgeschichte. Bei den Germanen war das Erz geradezu so etwas wie das königliche Metall. Gegenüber dem Häuptlingszelt hing das Erzchild, an dem dröhnend geschlagen wurde, wenn der Stamm zum Kriegszug gegen den Feind aufgerufen wurde. Daneben schlug aber auch jeder an ihn, der irgendwie Recht zu fordern hatte, worauf der Fürst aus seinem Zelt trat und den Klagen anhörte. So wurde das Erz nicht nur zum Metall des Kriegs, sondern auch zu dem des Rechts, worauf wohl auch der Sprachgebrauch von dem „ehernen Recht“ zurückzuführen ist.

In der Sprache der Dichtung wie in der des Alltags überwiegt aber überall die Kriegssymbolik des Erzes. Homer erzählt vom „ehernen Klang der Kriegsdrommeten und Tuben“, — und wir sprechen von dem „ehernen Mund der Kanonen“. „Erz“ in der Stimme haben heißt: eine männliche, zum Befehlen neigende Stimme besitzen; eine Gestalt „wie aus Erz“ deutet auf eine wichtige, gebietende Erscheinung. Ja, noch tiefer ist die Bezeichnung „Erz“ in die Sprache des Lebens eingedrungen; alles Unbeugsame und Gesteigerte wird in den verschiedensten Wortbildungen damit ausgedrückt, wie z. B. Erzfeind, Erzschelm, Erzverräter. Spielt das Erz so im menschlichen Leben seit den ältesten Zeiten eine selten tief einbringende Rolle, so ist es in der Kunst gewissermaßen zum Symbol für alles Konsequente, alles Unbeugsame geworden. Kein Wunder, daß wir daher in der Geschichte der Kunst dem Erz frühzeitig als dem klassischen Material für Helmschilde begegnen. Schon Griechenland, das klassische Land des Marmors, weiß das Erz in der Kunst richtig zu würdigen. Es besitzt bereits in den frühesten Zeiten weltberühmte Erzgießer, deren Werke, wie die Helmen und Olympiakämpfer aus Erz, zu unvergänglichen Denkmälern kämpfenden Heldentums werden. Seinen Höhepunkt als klassisches Bildnermaterial erreicht das Erz aber in dem männlichsten aller Staatswesen, in Rom, das seine Kämpfer und Helden fast ausschließlich in Erz verherrlicht. Und von Rom empfängt die Renaissance das Erz als Erbe. In sie fällt die Blütezeit des künstlerischen Erzgusses. Man lernt das Erz in Niesenformen gießen, und von allen Märkten und Plätzen grüßen bald Helmschilde aus Erz. Es sei hier nur an die Meisterschöpfungen eines Verrocchio und Donatello, jene hohen Rieder kriegerischen Heldentums, erinnert. Mit Schmerz empfinden wir es, daß Leonardo da Vinci's ehernes Reiterbild des großen Sforza in Mailand durch die Franzosen vernichtet wurde, die sich offenbar schon damals in ganz besonderer Weise für die Hochhaltung der Kultur einsetzten. Das Beispiel Italiens machte Schule; auch die übrigen Länder begannen jetzt das Kriegserz für das Helmschild, ja überhaupt als Symbol aller Kraft zu bevorzugen. Und es ist ganz gewiß kein Zufall, daß der größte Bildner der deutschen Renaissance — Meister Vischer — ein Erzgießer war, dessen überlebensgroße Helmschilden im Dom zu Nürnberg selbst unser kritisches Jahrhundert noch mit scheuem Staunen bewundert.

Aus der Kriegszeit.

Die Zahnheilkunde in der Kriegsmedizin. Als eine der größten Errungenschaften des deutschen Militärsanitätswesens in diesem Kriege hat sich die Einführung von Sonderlazaretten und Spezialinstituten erwiesen. Es liegt in der Natur der Sache, daß bei der immer fortschreitenden Verfeinerung der spezialistischen Technik auf die Vertreter der Sondergebiete für die Versorgung der Verwundeten und Kranken nicht verzichtet werden kann. Aber ebensowenig ist es möglich, in jedem Lazarett spezialärztlich ausgebildete Kräfte zur Verfügung zu haben. Einmal würden diese nicht genug Beschäftigung finden, andernteils müßte eine Fülle von Instrumentarium und Hilfsgeräten beschafft werden, die nicht gehörig ausgenutzt werden könnten. Außerdem würde es störend sein, die Lazarette in der Nähe der Front mit übermäßigem Material zu belasten, da hier eine kompakte Einrichtung notwendiges Erfordernis ist. So sind denn in diesem Kriege von der Heeresleitung zum erstenmal Spezialinstitute eingerichtet worden, die sich zum Teil in Verbindung mit größeren Truppenverbänden befinden, zum Teil aber im Reiche selber belegen sind. Zu den letzteren gehören vor allem die Universitätskliniken und andere schon aus Friedenszeiten her bestehende Institute. Es ist an die Feld- und Etappenlazarette die Anweisung erlassen, die geeignet erscheinenden Verwundeten möglichst schnell in diese Kliniken zur Fort- und Nachbehandlung zu senden. Denn je früher die spezialistische Nachbehandlung einsetzt, um so größer ist die Aussicht auf völlige Wiederherstellung der Funktion des verletzten Organs. Schwache Versuche solcher spezialistischen Nachbehandlung mögen schon früher gemacht sein, völlig neu aber ist die intensive Heranziehung zweier Disziplinen, die in den letzten 20 Jahren einen Siegeslauf begonnen haben: das ist die orthopädische Chirurgie und die chirurgische Zahnheilkunde, beide Schwesterwissenschaften der Chirurgie. Für die Beteiligung ersterer an der Nachbehandlung der Verwundeten ist seit Beginn des Krieges eine lebhaft propagandistische seitens der bedeutendsten Orthopäden, wie Biesack (Berlin), Lange (München), Vulpinus (Heidelberg), Miesch (Freiburg), mit Erfolg eingeleitet worden. In der Tat hat es sich gezeigt, daß die frühzeitige Anwendung orthopädischer Methoden vielen scheinbar unheilbar Verletzten die Gebrauchsfähigkeit ihrer Glieder wiedergegeben und sie dadurch der menschlichen Gesellschaft erhalten hat. Nicht minder wichtig ist aber auch die Heranziehung der operativen Zahnheilkunde. Schon ins Feld begleiten unsere Truppen Zahnärzte. Größere Verdienste besitzen Feldzahnkliniken, die sich der täglichen kleinen Sorgen, der Zahnschmerzen, unserer Soldaten annehmen. In ihnen wird viel extrahiert und plombiert. Oft aber werden sie von den Chirurgen zur Hilfe herangezogen, wenn es gilt, Gesichtsschüsse, bei denen die Kiefer verletzt sind, zu versorgen. Die Gesichtsschüsse sind in diesem Kriege häufiger als früher, da die Schützengrabenkämpfe dazu besondere Veranlassung geben. Wichtig ist die exakte Zusammenbringung und Vereinigung der zertrümmerten Kieferstücke, da sie, schlecht geheilt, häßliche Entstellungen bewirken, und andererseits die Ernährung durch den Mund erschweren. Um dies zu vermeiden, bedient sich die orthopädische Zahnheilkunde mannigfacher Methoden, die in Drahtverbänden und in Schienen am Kiefer bestehen. Durch diese wird der Kiefer wieder in seine alte Lage zurückgebracht. Natürlich nimmt eine derartige Behandlung viel Zeit in Anspruch, so daß sich Heimallazarette besser dafür eignen. So sind denn in Berlin, Straßburg, München, Breslau im Anschluß an die Universitätsinstitute, sowie in Hannover, Düsseldorf und anderen Orten solche Kieferklinikstationen errichtet worden, die schon viel Gutes geleistet haben.

Wider aus der Geschichte des russischen Sanitätswesens. Der Mangel an Ärzten im russischen Heere ist ebenso bekannt wie das völlige Versagen des Kriegsamtswesens überhaupt bei unserem östlichen Nachbar. Eine interessante Ergänzung zu diesem trüben Bilde gibt eine historische Studie im jüngsten Heft des „Archivs für Hygiene“, die sich mit ähnlichen Verhältnissen in der Vergangenheit befaßt und eine Fülle merkwürdiger Einzelheiten bietet. Als zum Jahre 1600 sind aus der ganzen russischen Geschichte nur zwölf Ärzte bekannt, vor 1500 ist von ihnen überhaupt nicht die Rede. Mehr

als ein Jahrhundert hindurch leistete sich nur der Zarenhof den Luxus eines Leibarztes, dann folgten ein paar aufgestärkte Bojaren, bis Peter der Große, der rastlose Importeur westlicher Kultur oder was ihm dafür erschien, auch hier reformierend eingriff und die ersten Militärärzte einstellte. Ähnlich stand es mit dem Apothekerveresen: bis ins 18. Jahrhundert hinein blieb die Hofapothek in Moskau die einzige in ganz Rußland. Als in Moskau um die Mitte des 17. Jahrhunderts die Pest wütete, fielen 200. bis 300.000 Menschen zum Opfer. Während der ganzen Zeitdauer dieser Epidemie, die Monate lang währte, gab es keinen einzigen Arzt, der dem Volke im Kampfe gegen die Seuche zu Hilfe gekommen wäre. Das Seitenstück dazu war nun, daß die rastlose, verzweifelte Menge den Ärzten die Schuld an dem großen Sterben gab und richtige „Ärzte-Pogrome“ veranstaltete. Bei einem solchen Anfall wurden einem Tanzmeister, der unglücklichweise einem der gejagten Ärzte zum Verwechseln ähnlich sah, die Beine zerschlagen. Alle etwaigen Quarantänemaßregeln vor 1720 etwa richteten sich ausschließlich auf den Schutz der Zarenfamilie, die, wie heute, überallhin flüchtete, wenn eine Gefahr drohte. Wie schon bemerkt, war Peter der Große der erste, der Chirurgen für Heer und Flotte einstellte. Aber bis 1730 noch gab es keinen privatim praktizierenden russischen Arzt. 1800 wurden 500 Ärzte in ganz Rußland nachgewiesen; davon waren aber 80 Prozent Ausländer und 60 Prozent Deutsche. Die deutschen Ärzte haben überhaupt auch früher eine bedeutende Rolle in der russischen Kulturgeschichte gespielt. So erwarb Dr. Laurentius Minhuber, der sich auch durch Einstudieren von Komödien einen Namen machte, die Absendung der ersten russischen Gesandtschaft nach China; Dr. Gottlieb Schofer entdeckte unter Peter dem Großen die Geißzellen des Kaulasus, und Dr. Laurentius Wumentrost der Jüngere ward der Hauptbegründer der Universität Moskau und der Petersburger Akademie der Wissenschaften (unter Katharina I.), deren erster Präsident er auch wurde.

Der „Krieg“ in den englischen Straßen. Das italienische Volk scheint von der intensiven Teilnahme der Engländer am Kriege nicht sonderlich viel zu halten. Um aber ein derartiges Mißtrauen zu entkräften, bemüht sich die „Stampa“, von dem kriegsmäßigen Verhalten Englands ein lebendiges Bild zu entwerfen. Freilich handelt es sich bei dieser Schilderung nicht um englische Heldentaten auf dem Schlachtfeld, sondern um den Werbefrieg, der das englische Straßenbild entscheidend umgestaltet hat: „Um mit Kiplings schönen Worten zu reden“, heißt es da, „in Frankreich lebt der Krieg. Für den Engländer ist er weniger nahe, aber um ihn nicht zu spüren, mühte er blind und taub sein. Alles mahnt daran, daß das Reich im Kriege steht. Auf den Mauern, den Fassaden der Denkmäler, vorn an den Taxametern, in den Schaufenstern, den Läden, in den Restaurants, den Bügen, auf dem Bahnhof, auf den Autobussen, in den Kirchen, den Kapellen, in den Theatern und im Kino sind Plakate und Bekanntmachungen in jeder Größe, die daran erinnern, daß „das britische Königreich seine Existenz verteidigt und daher Krieger noch Männer braucht.“ Es ist unmöglich, diese Zettel nicht zu sehen oder nicht zu lesen. Im korinthischen Eingangstor des Mansion-House, der offiziellen Residenz des Bürgermeisters, erinnert eine Inschrift in riesenhohen Buchstaben die Menge, die sich stets vor dem Gebäude ansammelt, daran, daß das Land für seine Unabhängigkeit kämpft. Auf der Brücke von Budgate Hill ist folgender Ausruf zu lesen: „Das Reich ist in Gefahr, eilt zur Fahne.“ Im West-End ist es darin genau wie in der City. An den Fassaden der großen Hotels liest man in meterhohen Buchstaben, daß England auf die Hilfe aller seiner Söhne rechnet. Eine wahre Plakatorganisation ist hier gegründet worden; die Zettel, die verteilt oder angeklebt werden, belaufen sich auf Millionen und Abermillionen. Die Plakate sind sehr abwechslungsreich, man würde mehrere Zeitungsnummern brauchen, um sie alle anzugeben. Ein rotweiß-blaues Bild, das unter dem Wappen die französischen Wahlsprüche: „Gott und mein Recht“ und „Honni soit qui mal y pense“ zeigt, trägt die Inschrift: „Wir kämpfen für eine edle Sache und werden die Waffen nicht eher hinlegen, bis wir unser Ziel erreicht haben. Gezeichnet: Der König.“ In roten Buchstaben steht darunter: „Männer des Reiches, zu den Waffen!“ und in blauen Buchstaben: „Gott segne den König!“ „Der König und das Land brauchen Euch, um die Ehre und den Ruhm des Königreiches aufrecht zu erhalten“, sagt ein anderer Anschlag. Auf einem anderen Zettel steht

man in der Mitte das Bild eines bekannten Künstlers in gewarfmäßiger Ausrüstung, davor einen Greis auf einen Stock gestützt, der ihm zum Abschied warm die Hand drückt. An dem Rock des Alten sind mehrere Kriegsmedaillen befestigt. Die Unterschrift heißt: „Wie der Vater, so der Sohn.“ Andere Plakate zeigen einen Tommy in voller Ausrüstung mit der Waise zwischen den Zähnen, der grinsend sagt: „Laßt Euch heute anwerben.“ Ein anderer Tommy hebt auf einem Plakat seine Trompete an die Lippen und bläst: „Kommt schnell herbei in der Stunde, wo das Land Euch braucht. Männer her, noch mehr Männer, immer mehr Männer her, bis der Feind besiegt ist!“ Ein anderer Zettel zeigt das Portrait Lord Roberts von den englischen Nationalfarben und seinem Wahlspruch umrahmt. Darunter sind die berechneten Worte zu lesen: „Er hat seine Pflicht getan! Werdet Ihr die Eure tun?“ Ob der Erfolg dieser ungeheuren Anstrengungen wirklich entspricht?

Der Sängerstreit in Italien. Die Umfrage des „Messaggero“ in Rom, ob die italienischen Patrioten noch deutsche und österreichische Musik treiben dürfen, wurde, wie schon gemeldet, seitens der Künstler mit wenigen Ausnahmen zugunsten der Neutralität beantwortet. Man wolle die Kunst nicht zu einer Frage der Politik machen, erwiderten die hervorragenden Musiker. Zusammen mit vielen anderen ähnlichen Anzeichen, voran die Aufschreibung der Wazilaischen Programmrede in Neapel, haben wir es hier mit einem unmerklichen Ausbruch italienischer Kriegsmüdigkeit zu tun. Zumal diese Streitfrage nicht neu ist und lange Zeit vor dem Ausbruch des Krieges zugunsten Deutschlands ausfiel, so daß es sich hier um einen Wandel nach unserer Seite während des Krieges handelt. Nämlich schon infolge des libyschen Feldzuges, als die deutsche Feindschaft Stimmung in Italien um sich griff, tauchten in den römischen Zeitungen spaltenlange Diskussionen auf, ob die italienische Musik nicht diejenige deutschen Ursprungs völlig aufwiege und man nicht die Wagner, Schubert, Schumann usw. aus den Konzertprogrammen verbannen könne. Die Frage war um so populärer, als in den großen italienischen Städten die ersten Militärkapellen auf öffentlichen Plätzen, wie der Piazza dei Termini zu Rom oder der Piazza della Signoria zu Florenz, klassische Konzerte während der Sommermonate zu veranstalten pflegten. Ein regelmäßiger unentgeltlicher Genuß, zu dem die ganze Bevölkerung im bunten Gewühl herbeiströmte. Da jeder Italiener sich auch in Angelegenheiten höherer Musik für ein geborenes Genie hält, so ergriff die Zeitungsdiskussion die breitesten Schichten des Publikums, und Hinz und Kunz traten im „Messaggero“ mit ihren Meinungen gegen die nordländische Musik auf. Nicht zuletzt eiferten die berufenen Kritiker giftig gegen ihre ernsteren Kollegen, die darauf hinwiesen, daß man die Konzerte um einige Stunden verkürzen müsse, wenn man sie ihrer soliden Grundlage berauben wolle. Die einzigen, die sich um den Streit nicht kümmerten, waren die Militärkapellen selbst. Sie bliesen inmitten des wilden Gezeters ruhig weiter ihren Wagner, Haydn, Bach und Meherbeer. Denn erstens wußten sie, daß die Stadtverwaltung sich den Luxus solcher Veranstaltung nur mit dem Gelde der Fremden zu leisten vermochte, ferner hatten sie ihr altes Programm einmal eingeübt und erlanten, daß sie im italienischen Volke mit niemandem mehr Eindruck machen können als gerade mit Wagner, mochte es sich gegen den deutschen Namen noch so sehr sträuben. Nein, so weltfremd wäre in Italien nicht einmal der Musiker, um nicht zu fühlen, daß Theorie und Praxis im Süden zuel ganz getrennt zu behandelnde Dinge seien. So genügten auch damals einige Einlagen mehr an patriotischen Liedern, um die nationalen Gefühle der Hörer ausstoben zu lassen und Ruhe für den deutschen Komponisten zu schaffen. Auf der Piazza wenigstens, denn die Zeitungen gaben sich nicht so leicht zufrieden trotz aller Garibaldi-Hymnen, die das Straßenleben beherrschten. Nur ein Musiker war in Rom, der seinen guten Geschmack nicht einmal einlageweise der wenig musikalischen Garibaldi-Hymne opfern wollte. Ein Verein veranstaltete eine Abendunterhaltung, zu der auch der junge Klavierspieler engagiert wurde. Als man ihn endlich aufforderte, die übliche Garibaldi-Hymne zu spielen, opponierte er energisch dagegen, daß man einem Künstler zumute, „Dumbum-Musik“ zu machen. Leider halfen ihm seine künstlerischen Gründe wenig. Es kam zu einer heftigen Schlägerei, die das Gefühl des empfindsamen Musikers noch mehr verletzen sollte als die Garibaldi-Hymne.